

Region

Der Klosterplatz wird umgestaltet

Neuer Zugang zum «Heiligtum» Der Wallfahrtsort Mariastein zieht jährlich eine Viertelmillion Menschen an. Diese sollen vor der Basilika mehr Raum erhalten.

Kurt Tschan

Der Auftrag ist fraktionsübergreifend und wird auch von der vorberatenden Bildungs- und Kulturkommission des Solothurner Kantonsrates unterstützt. Die Chancen, dass das Parlament demnächst fünf Millionen Franken für die Umgestaltung des Klosterplatzes in Mariastein freigibt, sind deshalb gross.

In seinem Antrag spricht der Solothurner Regierungsrat von einem «der kulturellen Leuchttürme» des Kantons. Jährlich würden 250'000 Wallfahrer und Touristen sowie Tagesgäste den Ort besuchen. Für den Regierungsrat ist Mariastein deshalb unbestritten «ein jahrhundertalter, spiritueller Kraft- und Anziehungsort mit einer grossen Ausstrahlung weit über die Kantons- und Landesgrenzen hinaus.

Die Umgestaltung des Klosterplatzes ist Teil des Projekts Mariastein 2025. Für Abt Peter von Sury (70) geht es darin um die «gedeihte Weiterentwicklung



Der Platz vor dem Kloster soll neu der Begegnung dienen. Foto: K. Tschan

des Klosters und des Wallfahrtsortes». Bei weitem nicht alle Besucherinnen und Besucher wünschten sich dabei ein traditionell-katholisches Angebot. Von Sury schwebt deshalb eine spirituelle Verwurzelung für alle vor.

Der neue Klosterplatz wird damit auch zum Symbol eines

neuen Verständnisses, das die Bereiche Pastoral, Kultur, Bildung und Begegnung miteinander stimmig macht. Das Kloster gibt Inhalte ab und lässt neues Leben in seine weitläufigen Anlagen. Dazu gehört auch eine angepasste Nutzung der kloster-eigenen Immobilien. «Ein ver-

dichtetes Wohnen zeichnet sich ab», heisst es in der Ausschreibung des Wettbewerbs zum neuen Klosterplatz. Kinderlärm neben dem selbst verordneten Silentium im Inneren Gebet verspricht spannende Herausforderungen.

Kein Wunder in Sicht

Nicht zufällig ist das «Projekt Mariastein» mit einer Jahreszahl versehen. Tatsächlich drängt die Zeit im Kloster. Nur noch 16 Benediktinermonche leben dort. Der Altersdurchschnitt hat die Schwelle von 70 Jahren durchbrochen. Nachwuchs ist so wenig in Sicht wie ein Wunder, das das Kloster retten würde. Aus Altersgründen müssen die Mönche einen Teil ihrer Aufgaben bereits seit längerem an externe Mitarbeitende abgeben. Diese arbeiten aber zu normalen weltlichen Bedingungen und nicht mehr für Gotteslohn. So wurde etwa erst kürzlich eine neue Stelle «Assistenz Wallfahrt» geschaffen.

Die Gesamtkosten des Projektes werden auf 25 Millionen

Franken veranschlagt. Die Umgestaltung des 6000 Quadratmeter grossen Klosterplatzes verschlingt ein Fünftel dieser Summe. Geld für andere Projekte soll in erster Linie durch Fundraising zusammenkommen.

Aktuell ist der Platz mit seiner als Naturobjekt geschützten Lindenallee mehr oder weniger Verkehrsdrehscheibe mit einer Bushaltestelle, aber auch Parkplätzen für den Privatverkehr. Geplant ist jetzt eine Entflechtung der Verkehrsströme. Ziel sei die Schaffung eines «würdigen und adäquaten Begegnungsortes», heisst es im Konzept.

Illustres Patronatskomitee

Dieser soll bereits im nächsten Jahr projekttauglich erhalten und das Ausmass der Transformation deutlich machen. Der Klosterplatz als Visitenkarte von Mariastein soll nämlich autofrei werden. Vorgesehen ist «ein Ort des Verweilens», aber auch ein Weg, «der die Pilger hin- führt hin zum Marienheiligtum», wie es im Konzept heisst.

Gemäss Legende soll ein kleiner Hirtenjunge eine steile Felswand heruntergefallen, von der Gottesmutter Maria aber aufgefangen worden und unverletzt geblieben sein. Aus Dankbarkeit liess der Vater des Jungen eine Kapelle über der Höhle errichten. Seitdem zieht die Stätte Abermillionen Pilger an.

Um den Verlust an Parkplätzen auszugleichen, soll der beim Dorfeingang gelegene grosse Parkplatz neu konzipiert werden. Die Zufahrt zum Klosterplatz wird für den öffentlichen Verkehr, aber auch für die Anwohner sowie für Gehbehinderte gewährleistet.

Das Kloster Mariastein hat für sein Konzept ein breit gefächertes Patronatskomitee zusammengestellt. Diesem gehören etwa SP-Ständerätin Eva Herzog an, aber auch der Rektor der HSG St. Gallen, Bernhard Ehrenzeller, der Basler Theaterregisseur Boris Nikitin sowie DJ Antoine und die Rektorin der Uni Basel, Andrea Schenker-Wicki.

Mimpfeli

Von einem Mann, der nicht «mein Mann» ist, und Muffensausen

«... UND BRINGEN SIE DOCH IHREN MANN MIT!»

Ich bin nur Fragezeichen. ERSTENS HABE ICH KEINEN MANN. Und zweitens könnte ich den ja nicht wie einen Hund einfach an jeden Hühnerscheiss mitschleppen. Herr Innocent knurrt doch schon, wenn er den Abfall für mich trennen muss! UND ER IST NICHT DAS, WAS ICH «MEINEN MANN» nennen würde. «Mon Cauchemare» – ist die treffendere Variante.

Natürlich haben wir «geheiratet». Aber – ES WAR KEINE HOCHZEIT! Es war das, was Innocent auf ureigene Art programmiert hatte: «Jetzt geben wir rasch mal die Unterschrift auf dem Amt ab – dann treffe ich mich mit drei Bierbrauereimännern im Büro!» SO VIEL ZUM SCHÖNSTEN TAG DER FRAU (die, wie gesagt, keine Frau ist). Ich versuchte ein bisschen Wind zu machen: «Aber wir könnten doch zumindest die fünf engsten Freunde zu einem Apéro einladen...» «WIR HABEN KEINE FREUNDE!»

«Nichts Grosses. Zwei, drei Körner Kaviar und Taittinger rosé!» Schon jault er gepeinigt wie ein Hund, der mit den Eiern in die Sofakissenspalten abgerutscht ist: «ES GIBT NICHTS. REIN GAR NICHTS! Und wenn du jemandem etwas von diesem Termin erzählst, sind wir geschieden, bevor wir registriert sind.» Na bitte – das hatten wir doch bei Liz Taylor und ihrem Burton schon.

(Ich habe dann doch eine Kutsche bestellt. Und einen Fliederstrauß über die linke, wattierte Schulter des rosa Samtkittels geworfen. Die Menge johlte – das Fernsehen registrierte. Man ist es sich wert!)

Innocent rutscht beim Thema «Ehe» eh immer wieder von der Rolle. Seine lieben Eltern haben ihm die Vorzeichen gesetzt. Jedes Jahr zu Weihnachten schrieb der greise Vater seinem Sprössling bis kurz vor dessen AHV einen Brief: «MEIN LIEBER SOHN – ES IST SCHÖN, EINEN FREUND ZU HABEN. ABER RICHTIG IST ES NICHT. NEIN. ES GEHT NICHTS ÜBER EIN GUTES FRAUELI, DAS IMMER FÜR DICH DA IST!»

Nach dem jährlich wiederkehrenden Schreiben hatte Innocent stets Muffensausen. Und liess den Frust bei mir aus: «WESHALB HABEN DEINE ANISBROTE KEINE FÜSSE WIE BEI EINER ANSTÄNDIGEN HAUSFRAU? – Warum muss ich mir das Bier selber aus dem Eiskasten holen? – WIE VIEL HABEN DIESE VIER NELKEN IN DER FALSCHEN GALLÉ-VASE GEKOSTET?»

Die offiziellen Weiber in Innocents Familienclan wurden als Köchinnen, Serviererinnen und Gratis-Putztag angesehen. Aber keine Putze, die etwas auf sich hält, würde vier Nelken als Tischdekoration kaufen, nur weil der Pfeffersack daneben das Geld für fünf Orchideen nicht rausrücken will! UND BEI DER PUTZE WÄRE DIE GALLÉ-VASE ECHT. JAWOHL. ECHT, sage ich euch!

Das Schicksal meinte es dann gut mit meiner Schwiegermutter (die nicht meine Schwiegermutter war). Sie musste in ein Pflegeheim gebracht werden. Hier hatte sie es gut – erstmals wurde sie bedient. Und endlich hatte sie die Alleinmacht über den Flimmerkasten-Fernbediener!

Als dann der gütige Schwiegerpapa (der natürlich nicht mein



Illustration: Rebekka Heeb

Schwiegerpapa war) den 95. feierte, wollte er sein liebes Fraueli, von dem er seit einem Jahrzehnt abstinente lebte, wieder einmal sehen: «Ich will das Mummi fest ans Herzi drücken!»

SOLCHE LIEBENDEN WORTE ENTFACHTEN GROSSES ERSTAUNEN BEI DEN NÄCHSTEN. Denn «Herzi drücken» war beim Alten fürs Bankbüchlein reserviert.

Aber nachdem der Schwiegerpapa ein Leben lang nur die Bibel (Psalmen), die «Schweizer Geschichte im Krieg» sowie «Globi in Afrika» gelesen hatte,

kam er mit 92 auf Frau Courts-Mahler und deren herzüberlaufende Geschichten. Jedenfalls: Wir haben den Papilein frisch geduscht. Geföhnt. Ohrenhaare weggeschnipfelt. Ihm das Hütchen aufgesetzt. Dann haben wir ihn in den Rollstuhl gesetzt. Und das ganze elende Paket in die Klinik der lieben Mutti gefahren.

Als wir den mit Kölnisch besprays Papilein also ohne Anklappen in das Zimmer seines Fraueli schoben, lag die Gattin in den Kissen. Sie zurrte in Panik das Elektrobett hoch. Setzte die Brille auf. Und knurrte heiser: «Also den hättet ihr

mir nicht mehr anzukarren brauchen.» Gottlob war Papilein schon damals taub wie eine Nuss.

Wir schoben ihn mit dem Wagen rückwärts wieder raus. Aber – holdsderteufel! – ich konnte es mir nicht verkneifen, ihm ins frisch ausgeputzte Ohr zu schreien: «Es geht eben nichts über ein liebes Fraueli.» Es war das Ende der Weihnachtsbriefe und des Muffensausens.

Während meiner Vor-Maturazeit und danach habe ich es wild getrieben. Doch mir war klar: Einmal werde ich mit

einem Mann zusammenleben. Und dies ein Leben lang.

Grosses ABER: Ich wusste nicht, wie ich diesen Mann nennen sollte: «Lebenspartner» fand ich total blöd. Lebensabschnittspartner – das ging gar nicht. «Meinen Mann?» – also bitte! So was von antiquiert. Und «mein Papilein» – nein. Seit Sissi kann ich keine Papileins mehr sehen.

Dann kam er. Dünn. Grottenhässlich. Und mit einer Brille, die er vor der Rekrutierung irgendwo im Zeughaus aus der «BITTE BEDIENEN SIE SICH»-Schachtel mitlaufen gelassen hatte. Diese Brille hat dann später die Mondlandung, die Glamour-Hochzeit von Charles mit Diana und auch das Ende der Denver-Serie mitsehen dürfen.

Nun ja – um die Sache zum Ende zu bringen: Es wurde eine Zweierkiste. Und ich nannte ihn immer «mein Kisten-Pendant». Bis heute . 52 Jahre lang.

Noch immer haben wir klare Regeln, wenn wir an Einladungen zusammen auftauchen: Er darf nicht über meine Plattfüsse reden. Und ich nicht über seine 78 Flaschen Eau de Vie de Lie im Keller. So eingespielt werden wir als das ideale Paar angeschaut. Und immer wieder in Illustrierten und «DAS GOLDENE HERZ» als Vorzeigeglock auf Hochglanz gedruckt.

Doch um es noch einmal zu sagen: Er ist weder mein Mann – noch ich seine Frau. Er ist einfach Innocent.

-minu
BaZ-Kolumnist
der ersten Stunde